

mission

Nr. 3 Dezember 2016

**Wo stehen Frauen
in Kirche und
Gesellschaft?
Die Internationale
Frauenkonsultation
gab Antworten**



Talitha Kumi: Vorfreude, Mut, Kakao 14



Tansania: Positive Energie..... 20

mission

Zeitschrift des Berliner Missionswerkes



Herausgeber

Berliner Missionswerk der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und der Ev. Landeskirche Anhalts

Georgenkirchstraße 69/70,
10249 Berlin

Telefon (030) 243 44 - 123

Telefax (030) 243 44 - 124

E-Mail bmw@berliner-missionswerk.de

Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes

Roland Herpich

Redaktion

Jutta Klimmt (verantw.), Gerd Herzog

Layout

Katrin Alt, www.hellowork.de

Titel

Sarahi Garcia Gomez, Vize-Präses der kubanischen Partnerkirche, auf der Synode der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

(Foto: Berliner Missionswerk)

Auflage: 11.000

mission erscheint dreimal jährlich. Artikel, die mit vollem Namen gekennzeichnet sind, geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN 2366-2824

Spendenkonto

Evangelische Bank

BIC GENODEF1EK1

IBAN DE86 5206 0410 0003 9000 88

www.berliner-missionswerk.de

Editorial	3
Meditation: Für eine bunte Reihe	4
Frauen weltweit	6
Personen	12
Talitha Kumi: Vorfreude, Mut, Kakao	14
Aus Schweden nach Deutschland	18
Tansania: Positive Energie	20
Äthiopien im Ausnahmezustand	24
„mission“: In eigener Sache	28
Ältteste Schülerin Talitha Kumis	30
Einfach helfen: Talitha Kumi	32
Ideen und Aktionen	34

Diese „mission“ wird ohne Umschlag versandt.
Das hilft uns, Kosten zu sparen.



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

im Juni traf ich in Talitha Kumi, der Evangelischen Schule zwischen Jerusalem und Bethlehem, Emily Rishmawi und war von ihr sehr beeindruckt; eine gutaussehende, kluge und hellwache Frau, der man nicht ansah, dass sie die älteste noch lebende ehemalige Schülerin ist. Sie hatte die Schule in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts besucht. „Meine gute Ausbildung hat mir manche Chance im Leben eröffnet“, sagte sie dankbar. Dies will das Berliner Missionswerk als Träger von Talitha Kumi auch weiterhin sicherstellen. Wir sind fest davon überzeugt, dass Bildung der Schlüssel ist für eine Zukunft der Menschen in dieser gefährdeten Weltregion, die wir Heiliges Land nennen. Emily Rishmawi jedenfalls hat sich, allen Widrigkeiten der Zeitläufte zum Trotz, ihre Zuversicht bis heute bewahrt. Bewundernswert, wie ich finde.

Beeindruckt haben mich auch die Frauen aus den Partnerkirchen, die sich im Oktober zur internationalen Frauenkonsultation des Missionswerkes in Berlin trafen. Teilnehmerinnen aus aller Welt teilten gemeinsame Probleme, suchten gemeinsam nach Lösungen, fanden in kurzer Zeit eine gemeinsame Sprache. Ob bei den Beratungen untereinander, bei der Präsentation auf der Herbstsynode der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz oder beim Besuch der Lutherstadt Wittenberg: Überall fühlten sich die Frauen einander verbunden in einer lebendigen Ökumene.

Zu Epiphania am 6. Januar 2017 laden wir Sie wieder gemeinsam mit der Gossner Mission in die Berliner Marienkirche ein. Wir freuen uns, dass Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, Ratsvorsitzender der EKD, die Predigt halten wird.

Bis dahin wünsche ich Ihnen von Herzen eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit und ein friedliches neues Jahr.

Ihr

Roland Herpich

Für eine bunte Reihe

Von Viola Kennert

Es hat sich viel getan: Frauen werden nicht nur wahrgenommen, ihre Arbeit wird wertgeschätzt – und: In unserer Kirche werden Theologinnen auch selbstverständlich ordiniert und in Leitungsämter gewählt. Nicht nur unsere Synode wird von einer Frau geleitet, ebenso die EKD-Synode. Im kirchlichen Alltag gibt es inzwischen Stellenteilungen und die Reduzierung des Arbeitsumfanges, z. B. für die Pflege von Angehörigen oder für die Möglichkeit, vorübergehend mehr Lebenszeit mit heranwachsenden Kindern zu teilen.

Es ist also alles da? Ja, aber es klingt noch zu oft nach komplizierter Ausnahme. Ich träume davon, dass alles Neue, Geschlechtergerechte, Innovative nicht zuerst als Störung, sondern zuerst als Chance gesehen und durchdacht wird.

**Bunte Reihen für die Kirche:
Gerhard Richters Kirchenfenster
im Kölner Dom.**

Ich träume von einer Gesellschaft und Kirche mit Verhandlungsmut. In ihr diskutieren wir über Wertegemeinschaft und Werterhaltung, von der Verteidigung und Vermittlung abendländischer und christlicher Werte. Flucht, Migration und Globalisierung stellen alle Kulturen in einen Frage-Horizont, in einen Kommunikationsraum, in dem Plausibilität voneinander gefordert wird und Zusammenleben ausgehandelt werden muss.

Verhandeln ist anstrengender als ordnend einzugreifen. Sozial- und kulturgeschichtlich haben Frauen eher lernen müssen, sich verhandelnd und mit vielen Kompromissen einen Weg zwischen den Erwartungen aller an sie zu bahnen. Im interreligiösen, interkulturellen und auch im ökumenischen Gespräch sind Verhandeln und das Aushalten von Vielfalt notwendig. Die Gratwanderung zwischen „nebeneinander“ und „miteinander“ ist zu gestalten. In unserer Gesellschaft, auch in unserer Kirche, wächst an manchen Orten der Unmut. Unser universalistischer Anspruch – „was für uns gilt, muss für alle gut und richtig sein“, wird gerade erschüttert. Von der Debatte um richtige und nicht korrekte Begrüßungsgesten bis zu der Erkenntnis, dass für Frauen Bikini erlaubt



aber Burkini verboten werden muss – es ist alles da. Vor allem: Irritation. Ich lerne: Die Verteidigung der Freiheit kann auch zur Bevormundung werden. Freiheit kann als Ideologie missbraucht werden, wenn sie mit egoistischen Interessen verteidigt wird.

Ich lerne, dass Emanzipation von Frauen und von Männern jenseits von Begrüßungsgesten und Kleidungstraditionen entschieden wird. Ich bekenne mich dazu, dass die Gleichberechtigung für mich nicht zur Disposition steht, aber ich lerne auch, dass Werte nicht durchzusetzen, sondern zu verhandeln sind und durch Überzeugungsarbeit weiterentwickelt werden müssen. Wie sieht es in unserer Kirche aus mit der Geduld zu Verhandeln und dem Drang, möglichst zügig etwas umzusetzen? Gerechtigkeit, Frieden und Freiheit kann man nicht durchsetzen, sondern muss sie durch Leben füllen. Die Kompetenz des geduldigen Verhandeln geschieht eher im Schatten – die glanzvollen Siege gehören ins Licht. Ich wünschte mir, dass wir Licht und Schatten anders verteilen – und ich glaube, dass dies auch etwas mit Frauen und Männern zu tun hat.

Schließen möchte ich mit einem anderen Bild, das ich mir für unsere Kirche wünsche: „Bunte Reihe“. Die schöne alte Manier, bei der Tischordnung Mann und Frau streng abwechselnd zu platzieren, mag eine verstaubte Konvention sein, die obendrein oft auch Alleinlebende diskriminiert hat. Doch: Für unsere Kirche träume ich überall und immer von echten bunten Reihen. Mathematisch-theoretisch bedeutet das allerdings, dass in allen Gemeindegruppen, Leitungsgremien, Synoden und Konventen, Bischofs- und Bischöfinnen- sowie Kirchenkonferenzen gleichviele Männer und Frauen sein müssten.

Dazu müsste man zuerst Männer suchen für die Besuchsdienste, als Erzieher in den Kitas, für die rührigen Arbeitsgemeinschaften, die für Gemeindefeste kochen und backen – und Frauen vor allem für die bischöflichen Ämter. Aber irgendwann wären wir so weit, dass wir uns immer und überall in „bunten Reihen“ setzen und wiederfinden könnten.



Viola Kennert ist Superintendentin des Ev. Kirchenkreises Neukölln und stellvertretende Vorsitzende des Missionsrates

Bunte Reihe in der Kirche – Männer und Frauen in dieser Weise bunt gemischt. Man würde uns zusehen, wie wir es handhaben und spüren, dass es uns lebendig, flexibel, vielfältig und vielleicht auch überraschend unkompliziert macht. Die erste Verständigung dafür unter uns – das ist unumgänglich – muss allerdings sein: Wollen wir das, und wieviel Anstrengung ist uns dieser Traum wert? Möge dies ein Doppelpunkt sein, und kein Punkt. ■

Diese Meditation ist eine gekürzte Fassung des Vortrags „Visionen für eine gendergerechte Kirche“ auf der Landessynode der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz am 28. Oktober 2016.



Bis zur gläsernen Decke – und weiter Wo stehen die Frauen in den Kirchen der Reformation?

Von Carmen Mölitor

Der Kongress tanzt – zumindest ein bisschen: Bei der Landessynode der EKBO sorgten die Teilnehmerinnen der Internationalen Frauenkonsultation 2016 mit ihren Reden, Forderungen und einem kubanischen Lied für Schwung. Ein Sinnbild für das sechstägige Treffen von Christinnen aus 20 Kirchen in der Tradition der Reformation: Frauen bringen weltweit Bewegung in Kirche und Gesellschaft. Aber die Konsultation zeigte auch, dass das nicht immer leicht ist.

Mittwochabend, kurz vor 20 Uhr im Hermann-Ehlers-Haus in Berlin-Reinickendorf. In einem großen Stuhlkreis sitzen 50 Frauen aus aller Welt. Sie sind aus Europa, den USA, Afrika und Asien angereist, zudem aus Berlin und Umgebung. Die meisten kennen sich nicht, aber sie sind sehr gespannt aufeinander. „Ich freue mich darauf, die unterschiedlichen Perspektiven und Lösungsansätze auf die Herausforderungen zu erfahren, denen wir Frauen weltweit begegnen“, sagt Dr. Hanan Rezk von der Future University in Egypt aus Kairo. „Ich möchte vor allem gerne über die Frauenordination reden, die bei uns in Ägypten noch nicht möglich ist.“ Daheim arbeiten die Teilnehmerinnen der Konsultation als Pfarrerinnen und Theologinnen, als Wis-



senschaftlerinnen in Universitäten. Sie leiten Arbeitsstellen für Frauenarbeit, bekleiden hohe Kirchenämter oder engagieren sich für Friedensarbeit. In den nächsten fünf Tagen sind sie als Expertinnen in eigener Sache gefragt: Als Frauen aus 20 Kirchen in der Tradition der Reformation, die darüber berichten und diskutieren werden, wie es den Frauen in Kirche und Gesellschaft ihrer Heimatländer geht. Heute hören sie herzliche Begrüßungsworte, singen im Kanon, machen Kennenlernspiele, die das letzte Eis zwischen ihnen brechen. Gelächter, Gespräche, zum Abschluss des Abends ein gemeinsames Gebet: Die Internationale Frauenkonsultation 2016 des Berliner Missionswerkes hat begonnen.

Wo stehen wir Frauen in Kirche und Gesellschaft? Das wird die Leitfrage des Treffens sein. Zur Vorbereitung auf das Reformationsjubiläum 2017 wollen die Veranstalterinnen vom Berliner Missionswerk und von der Frauenarbeit der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) unter dem Motto "Hier stehe ich! Frauen, Reformation und die Eine Welt" eine internationale Bestandsaufnahme versuchen. Sie möchten u. a. einer Diskussion um Frauenordination Raum geben, die weltweit immer noch 85 Prozent der Kirchen ablehnen. Sie möchten aber auch andere theologische und frauenpolitische Themen in Diskussionen und durch Exkursionen in Frauenprojekte in den Blick nehmen. „Weltweit stehen Frauen in Bezug auf Gleichberechtigung und Gerechtigkeit an ganz unterschiedlichen Stellen“, erklärt die Initiatorin, Pfarrerin Barbara Deml. „Diese unterschiedlichen Standpunkte zusammenzutragen, auszutauschen, damit zu arbeiten und Forderungen für die Zukunft in den Kirchen zu formulieren, soll das Ziel sein.“

Bei der Konsultation als Vertreterin aus Tansania dabei: Joyce Ndandango, die neue Leiterin des Huruma-Zentrums in Iringa.





Magdalena Möbius, Studienleiterin im AKD, Idan Topno aus der indischen Gossner Kirche und Barbara Deml, Abteilungsleiterin im Berliner Missionswerk.

Zwei unterschiedliche Frauengestalten stehen am nächsten Morgen im Fokus: Maria und Marta, die ungleichen Schwestern, die in unterschiedlicher Weise Jesus bei sich aufnehmen. Bei der gemeinsamen Bibelarbeit, die die kubanische Pfarrerin Liudmila Hernández Retureta leitet, zeigt sich, wie sehr die beiden Frauen bis heute für die verschiedenen Modelle stehen, in der Christinnen ihre Rolle in der Gemeinde ausfüllen: manche wie die emsige und tatkräftig dienende Marta, andere im Stile der kontemplativen, stillen Maria. Zwei Rollenmodelle, die jedoch letztlich zwei Seiten eines Frauenbildes repräsentieren, die nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen – worauf die die Teilnehmerinnen während des gesamten Treffens immer wieder Bezug nehmen werden.

Ebenfalls in zwei unterschiedliche Welten, die sich aber doch in Grundzügen ähneln, führen die Statements von Ulrike Trautwein, Generalsuperintendentin des Sprengels Berlin, und Dr. Min Heui Cheon, Ökumenerferentin der Presbyterianischen Kirche in der Republik Korea. Trautwein berichtet über die Lage in Deutschland, wo Frauen in den Evangelischen Kirchen in Sachen Geschlechtergerechtigkeit stark aufgeholt haben. Zwar sei das Pfarrerbild nach wie vor stark von Männern geprägt und seien die obersten Leitungsgremien mehrheitlich männlich besetzt. Aber: „Wir haben inzwischen wunderbarerweise viele Pfarrerrinnen, aktuell etwa 40 Prozent, und die Zahl der weiblichen Theologiestudierenden ist hoch.“ Das rufe bereits (männliche) Kritiker auf den Plan, die eine „Feminisierung des Pfarramts“ befürchteten. „Die Diskussion hat mich maßlos geärgert, denn sie wurde mit dem Unterton geführt: Der Be-



„ruf Pfarrer verliert seine Wertigkeit, wenn er vorwiegend von Frauen gewählt wird“, sagt die Generalsuperintendentin. Sie setzt sich in der neu gegründeten Gruppe „Pfarrer_in im 21. Jahrhundert“ für Veränderungsprozesse in der Kirche ein und ermutigt Frauen, künftig mehr kirchliche Positionen mit Gestaltungsmacht anzustreben.

Dr. Min Heui Cheon skizziert die Situation der Presbyterianischen Kirche in Südkorea, dem Land, so die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, mit der geringsten Beteiligung von Frauen am Arbeitsleben und dem größten Unterschied in der Entlohnung von Männern und Frauen. 1977 wurde hier die erste Frau ordiniert, seither waren es 320. Aber bis heute sei es für Pastorinnen sehr schwierig, eine ausreichend gut bezahlte Arbeit in einer Gemeinde zu finden und fast unmöglich, als leitende Pfarrerin zu arbeiten, so Min Heui Cheon. Um das zu ändern, sei ein Quotensystem nötig: „Wir brauchen nicht nur gleiche Chancen bei den geistlichen Ämtern, sondern auch eine Begünstigung von denen, die bisher ständig an die gläserne Decke stoßen.“

**Oben: Die Teilnehmerinnen kamen aus allen Partnerkirchen.
Unten: Generalsuperintendentin Ulrike Trautwein.**



Wie eng die Stellung der Frauen in ihren Kirchen mit ihrer Rolle in der jeweiligen Gesellschaft zusammenhängt, wird klar, als das Herzstück der Konsultation beginnt: Acht Arbeitsgruppen, die jeweils von einer ausländischen und einer deutschen Teilnehmerin gemeinsam geleitet werden. Frauen und Kirche, Migration, Armut, ökonomische Fairness, Möglichkeiten zur Veränderung der Gesellschaft, Sorgearbeit und Erwerbsarbeit, Gewalt und Frauentheologie stehen auf der Agenda. Die Frauen tragen in den Kleingruppen in engagierten Diskussionen ihre Erfahrungen und Forderungen zusammen. „Ich finde es interessant, dass es so viele Ähnlichkeiten gibt“, sagt Fiona Windsor von der Church of England, erste weibliche Erzdiakonin von Horsham in der Diözese Chichester, Teilnehmerin der Arbeitsgruppe „Frauen in den





Abschlussgottesdienst in der Spandauer Nikolaikirche, Wiege der Reformation in Brandenburg.

Kirchen“. „Es sind die Frauen, die in den Kirchen die meiste ehrenamtliche Arbeit machen, aber die wichtigsten Funktionen nicht erreichen“, resümiert Windsor. „Sie sind es, die sich in unterschiedlichen Situationen ausgenutzt und wehrlos fühlen – ob in Indien oder Tansania, den USA oder Deutschland. Das Gefühl kann hier jede Frau nachvollziehen.“

Eine Priesterin für unsere Gemeinde? In aller Welt antworten immer noch viele evangelische Christinnen und Christen darauf mit: „Ja, aber...“. Ja, aber es besteht doch das Risiko, dass sie schwanger wird! Ja, aber sie kann nicht erwarten, dass sie denselben Lohn bekommt wie ein Mann! Ja, aber man muss doch eigentlich zu einem Geistlichen aufblicken können! Ja, aber kann sie sich dann noch um ihre Familie kümmern? In diesem Klima fällt es ordinierten Frauen schwer, ihren Weg in der Kirche zu machen.

Dass in den acht Arbeitsgruppen fruchtbare Diskussionen entstehen, hängt auch mit der solidarischen Atmosphäre zusammen, die die Konsultation schnell prägt. „Es ist schön, diesen Funken zwischen so verschiedenen Frauen aus so verschiedenen Orten der Welt zu fühlen“, sagt Idan Topno-Nitschke von der indischen Gossner Kirche. „Wir müssen zwar überall mit den gleichen Problemen umgehen, aber solch ein Treffen macht Hoffnung, dass wir es auch schaffen können, sie zu bewältigen.“

Ihren inhaltlichen Höhepunkt erlebt die Konsultation durch den Besuch in der Landessynode der EKBO. „Wir gewähren ihnen





Die palästinensische Friedensaktivistin Dr. Sumaya Farhat-Naser im Gespräch mit Bischof Dr. Markus Dröge.

einen Blick in die ökumenische Werkstatt der Konsultationen“, kündigt Barbara Deml den Delegierten an. Frauen wie die palästinensische Friedensaktivistin Prof. Dr. Sumaya Farhat-Naser, die Kubanerin Sarahi Garcia Gomez und Superintendentin Viola Kennert machen Vorschläge für eine gendergerechtere Kirche. Andere stellen die Ergebnisse ihrer Arbeitsgruppen zur Diskussion, die oft Denkanstöße sind: Kann Bildung und Erziehung der Schlüssel für gelungene Migration sein? Wer definiert eigentlich, was Armut ist? Wieso trinken wir nicht in allen Kirchen nur noch fair gehandelten Kaffee? Wie kann die Kirche sich mehr in die Probleme der Gesellschaft einbringen? Wer und was definiert einen „richtigen“ Mann? Wie können wir die allgegenwärtige Gewalt gegen Frauen eindämmen? Wie kann man bereits die Sprache zu mehr Gleichberechtigung nutzen? Die Landessynode nimmt sich Zeit, dazu ins Gespräch zu kommen.

„Ich begrüße sehr, dass die Frauen ihre Themen bei der Landessynode ansprechen können“, sagt Generalsuperintendentin Ulrike Trautwein. Es sei wichtig, ihre Sichtweisen zu erfahren. „Ganz entscheidend ist, dass unsere Bedingungen sehr unterschiedlich sind. Dass es einen Riesenunterschied bedeutet, ob ich aus Nordindien komme, wo die Frauen mit ganz anderen Lebensumständen konfrontiert sind. Oder ob ich hier aus deutscher Perspektive spreche.“ Dass es aus beiden Perspektiven aber gleichviel Mut und kraftvolle Vorbilder braucht, um als Frau in der Kirche den eigenen Weg zu finden, macht Erzdiakonin Fiona Windsor in ihrer Predigt beim emotionalen Höhepunkt der Tagung klar, dem Gottesdienst in Spandau. Wann eine Frau den Weg im Geiste von Marta oder Maria geht, muss sie selbst entscheiden. ■



Carmen Molitor hat als Journalistin die Konsultation begleitet.

■ Osteuropa Erfahren



Seit 1. November neu im Werk: **Dr. Justus Werdin**, Referent für Osteuropa und grenzüberschreitende Ökumene. „Die Stelle scheint geradezu auf Dr. Werdin zugeschnitten worden“, so Direktor **Roland Herpich** bei dessen Einführung ins Amt. Denn Justus Werdin engagiert sich seit mehr als 30 Jahren im deutsch-polnischen Miteinander – und weit darüber hinaus. Zu seinen Aufgaben gehören sowohl die Beziehungspflege zu den Partnerkirchen in Tschechien, Rumänien und Russland als auch die **Mitarbeit im Oekumenischen Europa Centrum in Frankfurt/Oder** und besonders die Entwicklung und Pflege von Kontakten ins benachbarte Polen.

i www.berliner-missionswerk.de/partnerprojekte-weltweit/russland.html

■ Integration und Migration Engagiert



Im Missionswerk neu gestartet ist im November Pfarrerin **Dagmar Apel** als Migrationsbeauftragte der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO). Zu den Hauptaufgaben

der Beauftragten für Migration und Integration gehört die **Beratung von Kirchgemeinden, kirchlichen Einrichtungen und Gremien**. Pfarrerin Dagmar Apel wird die in der Migrationsarbeit engagierten Haupt- und Ehrenamtlichen bei der Einzelfallhilfe und beim Kirchenasyl unterstützen, politische Initiativen zur Verbesserung von Integration und Flüchtlingsschutz anregen und kirchliche Projekte begleiten.

i www.berliner-missionswerk.de/inlandsarbeit/migration-und-integration.html

■ Nachruf

Missionar Horst Wagner gestorben

Missionar **Horst Wagner**, geboren 1927, wurde am 30. September nach einem erfüllten Leben heimgerufen. Zwischen 1948 und 1955 absolvierte er die Ausbildung im Berliner Missionsseminar. Anschließend wurde er für 21 Jahre zum Dienst in den wachsenden Gemeinden des Volkes der Xhosa im Südosten Südafrikas entsandt. Einsatzorte waren **Stutterheim, King William's Town und East London**. Bei seinem Verkündigungsdienst war es ihm ein Anliegen, Ethos, Kultur und Identität der einheimischen Bevölkerung zu respektieren. Er vermittelte eine lange Jahre währende Gemeindepartnerschaft mit der Berliner Kirchengemeinde Alt-Tempelhof. 1976 kehrte nach Deutschland zurück und wurde Gemeindepfarrer in Essen-Nord. Dort – und im Ruhestand in Rees am Niederrhein – setzte er sein **Engagement für die Überwindung der Apartheid** und die Pflege der Partnerschaften bis ins hohe Alter gemeinsam mit seiner zweiten Ehefrau Anne fort.

Ekkehard Zipser

■ Epiphaniass

Bedford-Strohm predigt in der Marienkirche



Mit dem **Epiphaniass-Gottesdienst** starten Berliner Missionswerk und Gossner Mission traditionell gemeinsam ins Jahr: Predigen wird am 6. Januar 2017 der bayerische Landesbischof **Dr. Heinrich Bedford-Strohm**, seit 2014 Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland. Bedford-Strohm, der bei Altbischof Wolfgang Huber in Heidelberg promovierte, steht für einen liberalen, weltoffenen, kommunikativen und ökumenischen Protestantismus,

der die politische Debatte nicht scheut. Zu Heiligabend 2015 predigte er im Münchener Hauptbahnhof zu Geflüchteten. „Denn“, so Bedford-Strohm, „Gott und Welt gehören zusammen, weil Gott sich mitten in dieser Welt gezeigt hat.“ Das, so sein Credo, mache die Botschaft von Weihnachten aus. Auch in den sozialen Medien ist er präsent: So besitzt er einen eigenen Facebook-Account (www.facebook.com/landesbischof). Im Gottesdienst wird zugleich **Michaela Fröhling** als Pfarrerin für Missionarische Dienste in ihr neues Amt eingeführt.



i **Freitag, 6. Januar 2017, 18 Uhr**, in der Marienkirche, Karl-Liebknecht-Str. 8, Berlin-Mitte, Nähe Alexanderplatz (U/S Alexanderplatz, Tram 4,5,6, Bus TXL, 100, 200). Die Predigt von Bischof Bedford-Strohm zu Heiligabend 2015 ist auch als Buch erschienen: Alles ändert sich. Die Welt im Licht von Weihnachten, Patmos 2016, 12,99 Euro.

■ Missionsrat

Neues Präsidium bildet Dreier-Spitze



Eine Dreier-Spitze haben die Mitglieder des Missionsrates am 24. November gewählt: Vorsitzender bleibt Bischof **Dr. Markus Dröge** (2. v. re.), Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, erster Stellvertreter ist weiterhin der anhaltische Kirchenpräsident **Joachim Liebig** (li.). Neugewählt zur zweiten Stellvertreterin wurde **Viola Kennert**, Superintendentin des Kirchenkreises Neukölln. Direktor **Roland Herpich** (re.) freut sich auf die Zusammenarbeit.

i Mehr zur Struktur des Berliner Missionswerkes unter www.berliner-missionswerk.de/ueberuns/organisation.html



Mit Vorfreude, Mut und Kakao

Unsere Freiwilligen berichten aus Talitha Kumi

Von Katja Dorothea Buck

Die Freiwillige Clara im Kindergarten Talitha Kumis.

Ein Auslandsjahr in Palästina – ohne Zweifel eine besondere Herausforderung. Marie, Clara und Clara-Sophie haben sich aber ganz bewusst für einen Freiwilligendienst dort entschieden. Seit September sind sie in unserer Schule Talitha Kumi im Einsatz.

Keine der drei jungen Frauen kann sich noch daran erinnern, wann sie zum ersten Mal von Palästina gehört hat. „Wahrscheinlich war es in den Nachrichten oder von meinen Eltern, auf jeden Fall aber nicht in der Schule“, sagt Marie. Da sei das Thema Nahostkonflikt kaum behandelt worden. „Alles, was ich vor meinem Auslandsjahr darüber gehört hatte, stammte aus den Nachrichten im Fernsehen oder dem Internet.“

Clara, ebenfalls in Berlin zu Hause, geht es ähnlich. Sie kann sich zwar noch an die palästinensischen Tücher erinnern, die in ihrer Kindheit in Mode waren und von denen sie eines besaß. „Mit Palästina habe ich mich aber erst beschäftigt, als die Idee für den Freiwilligendienst dort aufkam.“ Auf diese Idee haben sie letztlich ihre Eltern gebracht. „Eigentlich wollte ich nach Südafrika, aber meine Familie war ganz und gar nicht einverstanden damit“, sagt sie. Ihre Entscheidung für Palästina bereut sie aber keineswegs. „Ich fand es unglaublich interessant, als ich mich das erste Mal selbst darüber informiert habe.“

Clara-Sophie, die aus der Nähe von Leipzig kommt, ist über die Organisation „Brass for Peace“ auf Palästina aufmerksam geworden. In dem Verein sind Bläserinnen und Bläser aus dem gesamten Bundesgebiet organisiert, die sich für die Situation im Heiligen Land interessieren und mithelfen wollen, in Palästina eine Bläserarbeit aufzubauen. „Das hat mich sehr angesprochen“, sagt die 18jährige, die selbst Posaune spielt. In Talitha Kumi wirkt sie nun im Musikunterricht und bei Bläserkonzerten mit.

Dass das, was in den Nachrichten über Palästina berichtet wird, kein umfassendes Bild ermöglicht, war den drei jungen Frauen schnell klar. „Mich stört, dass Palästina oftmals auf den Konflikt reduziert wird. Ich will mehr über die Gesellschaft und die Kultur erfahren“, sagt Marie. Auch Clara-Sophie findet es sehr spannend, dass sie nun in die palästinensische Kultur eintauchen kann. „Ich lerne hier Menschen kennen, die nicht in wirklicher Freiheit leben dürfen.“

Allerdings ist Talitha Kumi – die deutsche Auslandsschule in Trägerschaft des Berliner Missionswerkes – ein ganz besonderer Ort in Palästina. Clara ist fasziniert davon, wie lange es die Schule schon gibt. „Talitha Kumi existiert praktisch schon ewig“, sagt sie. Die Einrichtung habe immerhin zwei Weltkriege und zwei Intifadas überstanden. Noch mehr begeistere sie aber die Arbeit an der Schule. „Kinder sind die Zukunft eines jeden Landes und gerade hier in Palästina finde ich es wichtig, dass Kinder eine gute Bildung genießen und dadurch eine Perspektive für ihre Zukunft haben, anders als ihre Eltern.“ Mit einer guten Schulbildung trage man dazu bei, dass Kinder sich später in der Gesellschaft engagierten und nach Möglichkeiten suchten, den Konflikt in der Region zu beenden.

Freiwillige bei einem Ausflug in die Wüste.

Marie, die eine Freiwillige aus dem letzten Jahrgang kennt und über diese schon viel von der Arbeit in Talitha Kumi gehört hatte, begeistert das Grundkonzept der Schule: Alle dürfen kommen, alle lernen zusammen; christliche und muslimische Kinder sitzen nebeneinander in der Schulbank. „Das ist unglaublich gut und richtig“, sagt sie. Außerdem wolle sie ganz praktisch wissen, wie Deutsch als Fremdsprache unterrichtet wird. In diesem Fach arbeitet sie nun an Talitha Kumi mit.





Freiwilliger David bei der Olivenernte.

„Und vielleicht ist es auch möglich, mal mit Menschen von der anderen Seite des Konfliktes zu reden, sodass ich am Ende des Jahres die Situation vielleicht besser einschätzen kann.“ Das wünscht sich auch Clara. Sie möchte nach ihrer Rückkehr aus Palästina in Deutschland von ihren Erfahrungen berichten. „Ich habe bemerkt, dass viele meiner Bekannten und Freunde Vorurteile haben.“

i Infos zu einem Freiwilligenjahr unter www.berliner-missionswerk.de/freiwilligenprogramm

Dass sie sich in der Vorbereitung auf das Jahr in Palästina durchaus auch Sorgen gemacht haben, geben die drei unumwunden zu. „In Palästina sind die Verhältnisse völlig anders, als ich es von Deutschland kenne“, sagt Clara-Sophie. „Die Religion, Kultur, Natur und auch die Menschen leben total anders, als ich es gewohnt bin. Da habe ich mir schon immer wieder überlegt, ob ich dem gewachsen bin. Aber eben dies macht es ja auch spannend.“

Für Marie war es weniger die Zeit in Palästina, über die sie sich im Vorfeld Sorgen gemacht hat, als vielmehr die Kontrollen am Flughafen und vor den Checkpoints. Clara hatte sich anfangs vor allem wegen der Sprache Gedanken gemacht. „Die ist wirklich manchmal schwer“, sagt sie. Im Gegensatz zum Italienischen beispielsweise, wo man einige Wörter aufschnappen und sich den Sinn dann zusammenbasteln könne, sei dies im Arabischen praktisch unmöglich. „Das einzige, was hilft, ist die Körpersprache, die sehr viel darüber aussagt, was gerade kommuniziert wird.“ Nach ein paar Wochen verstehe sie nun aber schon das eine oder andere.

Wenn junge Menschen für ein Jahr ins Ausland gehen, bleiben die Eltern und die Familie zurück, die sich oft Sorgen machen – vor allem, wenn es in ein Land wie Palästina geht. „Ich glaube,

Probe mit Jungbläsern in der
Weihnachtskirche Bethlehem,
August 2016.



meine Eltern haben mehr Angst als ich, weil sie eben nicht da sind und die Situation nicht selbst mitbekommen. Sie kriegen ja nur die Sicherheitswarnungen mit“, sagt Marie. Am meisten habe sich ihre Großmutter Sorgen gemacht. Mittlerweile komme sie aber ganz gut klar damit. Die Sorge der Eltern ist das eine. Alle drei wissen aber auch um die Rückendeckung seitens der Familie. „Ich weiß, dass meine Eltern mich in allem unterstützen.“

Vor einem Auslandsjahr ist das Kofferpacken eine besondere Aufgabe. Was braucht man, auf was kann man verzichten und was muss unbedingt mit? Oft sind es kleine Dinge, welche die Freiwilligen bewusst für sich aussuchen, um mit der neuen und fremden Situation besser klarzukommen: Fotos, Briefe oder auch ein Kuscheltier. „Ich habe eine Teemischung mitgenommen, meine sogenannte Lieblingsbrühe“, erzählt Clara. Auch ein spezielles Kakaopulver sei noch in ihr Gepäck gerutscht. „Dazu noch meine Kuscheldecke und mein Kuscheltier. Ich bin über jede einzelne dieser Sachen jetzt sehr dankbar!“ Andere in ihrer Wohngemeinschaft hätten zum Beispiel ihr Kuscheltier zu Hause gelassen, weil sie es lange nicht mehr gebraucht hatten. „Jetzt aber merken sie, dass es ihnen doch sehr fehlt“, erzählt sie.



Katja Dorothea Buck ist Religions-
wissenschaftlerin und Journalistin
in Tübingen.

Als besonders hilfreich empfinden die Frauen, dass sie in Talitha Kumi in einer Wohngemeinschaft zusammenleben. „Das macht es einfacher, mit schwierigen Situationen umzugehen“, sagt Marie. „Die anderen machen ähnliche Erfahrungen wie ich. Ich muss ihnen nicht erst die ganze Situation erklären, wenn ich über etwas reden will.“ ■



Fotos: C&R/missio36, CC BY-SA 2.0/MnGyver

Mit Kuchen, Buletten und Liebe beschenkt Aus Schweden nach Deutschland: Ein Jahr in Berlin

Von Rikard Ansander

Rikard Ansander mit der ehemaligen Schweden-Freiwilligen Charlotte Weber-Spanknebel und Hyunjoo Hwang, Freiwillige aus der koreanischen Partnerkirche.

Wenn eine ganz fremde Person ein Jahr lang reich beschenkt wird – mit Kuchen, Buletten, Umarmungen, Liebe und Gemeinschaft – dann kann es sich nur um einen Freiwilligeneinsatz handeln... In diesem Fall um den Einsatz unseres Autors und schwedischen Freiwilligen aus der Partnerdiözese Göteborg, Rikard Ansander.

Die Zeit vergeht schnell, wenn man Spaß hat. Diese Zeit, die ich in der Gemeinde Wartenberg verbracht habe, ist ganz schnell vergangen. Aber wenn ich nachdenke über mein Jahr, kommt mir manchmal eine Woche wie ein Monat vor. Weil so viel passiert ist in diesem Jahr: Ich habe meine erste eigene Wohnung bezogen, war in einem fremden Land, sprach eine andere Sprache. Ich habe so viele neue Freunde gefunden, in einer ganz neuen Umgebung, die mich mit offenen Armen begrüßt hat. Dass das geht, dass man mit so großer Liebe jemandem begegnen kann, das wusste ich gar nicht.

Immer fühlte ich mich als Teil einer Gemeinschaft: etwa der Gartengruppe und beim Frühstück mit dem Frauenkreis, wo es spannende Diskussionen und leckeres Essen gab. Hier habe ich ganz viele neue Omas bekommen! Umsorgt wurde ich immer von einer tollen Mannschaft in der Gemeinde: Die half mir nicht nur mit neuen Möbeln, sondern auch dabei, die Briefe der Bank zu verstehen...

Was habe ich in Wartenberg gemacht? „Alles“, könnte man sagen. Hausmeisterarbeit in der Kirche, wo ich Stühle hoch-

Fikapaus, die schwedische Kaffeepause.



runter-, vor-, zurücktrug. Und nach Konzerten musste wieder Ordnung hergestellt werden. Auch habe ich dem Organisten geholfen: Noten umblättern.

Zudem machte die Konfirmandenarbeit einen großen Teil des Jahres aus: Jeden Mittwoch haben wir uns getroffen und über Gott und das Leben geredet, Spiele gespielt und sind auf Rüstzeiten gefahren. Mit der Gartengruppe kümmerte ich mich um den schönen Garten – natürlich gab's dabei auch Kaffeepausen, auf Schwedisch: „Fikapaus“. Die sind wichtig! Und schließlich: das „Laib und Seele“-Team. Dass man kann sich so gut fühlen kann, wenn man mit wunderbaren Leuten Lebensmittel verteilt! Ein Flüchtlingsheim brauchte Hilfe – und so spielte ich dort mit Kindern, sortierte Schuhe – und machte Kaffeepausen ...

Aber das, was hat mich wirklich berührte, war meine Arbeit mit der Jungen Gemeinde. Dort habe ich mich von Anfang an sehr wohl gefühlt. Aber das Freiwilligenjahr, das mir das Berliner Missionswerk beschert hatte, ging im Juni zu Ende. Mit gemischten Gefühlen und viel Wehmut habe ich Berlin und Wartenberg verlassen. Aber auch mit Vorfreude auf meine Heimat, auf mein Zuhause, auf meine Familie, die ich ein Jahr vermisst hatte. Es fiel mir nicht leicht zu gehen, und ich bin stolz auf mein Freiwilligenjahr: Es hat Spaß gemacht und mich weitergebracht. So danke ich allen, die mein Jahr so gut gemacht haben. Die mit geredet, gegessen, gelacht und auch geweint haben. Ihr habt mein Leben reich gemacht: Danke sehr! Der alte Schwede ■



Rikard Ansander war von 2015 bis 2016 Freiwilliger des Berliner Missionswerkes in der Gemeinde Wartenberg, Berlin-Lichtenberg.

■ Info

Zur **Diözese Göteborg** der lutherischen Kirche von Schweden unterhält das Berliner Missionswerk für die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz eine enge Partnerschaft, wozu auch der Austausch von Freiwilligen gehört. Die **Svenska kyrkan** war bis zum Jahr 2000 Staatskirche; heute gehören ihr noch rund 72 Prozent der schwedischen Bevölkerung an. Die Diözese Göteborg besteht gegenwärtig aus 240 Kirchengemeinden.



Positive Energie

Kinder mit Behinderungen finden Hilfe in Inuka

Von Verena Blum

Inuka – das ist Kiswahili und bedeutet „Richte dich auf“. Und dies tun die fünf Mädchen und ihre Familien, die vom gleichnamigen Rehabilitationszentrum für Menschen mit Behinderung betreut werden, in vielerlei Hinsicht. Möglich ist dies dank der finanziellen Unterstützung durch den Diakoniefonds des Krankenhauses Matema. Unsere Autorin, die im Rahmen einer außerordentlichen Entsendung zu einem Freiwilligen-Einsatz in Tansania war, berichtet aus Inuka.

Als Freiwillige im „Matema Lutheran Hospital“ wurde meiner Mitfreiwilligen Fanny und mir angeboten, gemeinsam mit fünf Frauen aus Matema und Umgebung sowie deren Kindern zwei Wochen im Reha-Zentrum Inuka zu verbringen. Die Kinder und ihre Mütter machen sich, wenn möglich, einmal pro Quartal auf die eintägige Reise ins Dorf Wangingombe, das im südlichen Hochland Tansanias liegt, um dort rehabilitative Hilfe und Beratung unterschiedlichster Art zu erhalten. Hier einige meiner Eindrücke in Form eines beispielhaften Tagesablaufs in der Einrichtung „Inuka“:

8.30 Uhr: In aller Ruhe trudeln die Mütter mit ihren Kindern im Übungsraum ein – getreu dem tansanischen Spruch „haraka haraka haina baraka“ („Eile ist kein Segen“). Die kleineren sind mit Tragetüchern auf den Rücken gebunden und die größeren werden im Rollstuhl geschoben. Im Raum liegen schon Gymnas-

Hier
haben Sie
geholfen!

■ Danke!

Die Geschichte von Neema haben wir in unseren Publikationen bereits 2014 erzählt. Spenden in Höhe von **1860 Euro** kamen damals zusammen. Diese machten die Aufenthalte Neemas in Inuka erst möglich. Allen Unterstützerinnen und Unterstützern **ganz herzlichen Dank!**

Lilli beim Laufen.



tikmatten sowie allerlei Spielzeug bereit. Auch die vier Physiotherapeut/innen warten bereits darauf, mit der Arbeit anfangen zu können.

8.40 Uhr: Für die zehnjährige Nelli beginnt der Tag wie immer: mit ausgiebigen Übungen. Nelli ist von Geburt an schwer körperlich behindert und kognitiv eingeschränkt. Ob das auf Sauerstoffmangel während der Geburt oder auf eine Infektion während der Schwangerschaft zurückzuführen ist, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Die Übungen sollen ihr vor allem helfen, ihre verkrampften Muskeln zu entspannen und Kontrakturen in den Gelenken vorzubeugen. Nachdem ihre Mutter sie behutsam auf eine der Matten gelegt hat, lockert sie mit kreisenden Bewegungen zunächst die Fußgelenke und arbeitet sich dann immer weiter Richtung Rumpf vor. Nach kurzer Zeit setzt sich eine der Physiotherapeutinnen dazu, beobachtet Mutter und Tochter und gibt weitere Tipps oder übernimmt selbst einzelne Sequenzen. Nelli besucht das Reha-Zentrum nun schon seit vier Jahren regelmäßig. Ihre Mutter weiß daher, worauf es bei den Übungen ankommt.

9 Uhr: Neema hat die Gymnastik beendet und beginnt mit dem aufregenden Teil ihrer Übungen: laufen. Neema ist sieben Jahre alt und wurde mit einem Hydrocephalus (Wasserkopf) geboren, einer Erkrankung, bei der der Abfluss des Hirnwassers gestört ist. Neema hat einen ziemlich großen und schweren Kopf, wodurch viele alltägliche Aufgaben erschwert werden. Hinzu kommt, dass ihre Sehkraft stark eingeschränkt ist. Inzwischen hat sie laufen gelernt und geht, wenn auch noch etwas unsicher, mit einigen Orientierungshilfen durchs Zimmer. „Mach ein Foto davon, wie sie alleine läuft!“, ruft mir ihre Mama stolz zu. Neema stößt immer wieder um ein Haar mit der zweijährigen Lilli zusammen, die munter im ganzen Raum umhertapst. Lilli litt bis vor einigen Monaten noch an einer ausgeprägten Schwäche der linken Körperhälfte. Diese hat sie durch Training nun aber ziemlich gut kompensiert, sodass sie mittlerweile recht sicher auf den Beinen wirkt. Ihre Mutter schiebt ihr immer wieder eine der zahlreichen Gehhilfen zu, aber auch ohne diese kommt Lilli gut zurecht und hält uns durch ihr stetig steigendes Lauftempo auf Trab.

11 Uhr: Nach der vormittäglichen Pause füllt sich der Raum wieder. Für Cosma sind Stehübungen angesagt. Dazu wird sie liegend auf einem Holzbrett, dem sogenannten „stendi“, mit Tüchern festgebunden, das dann in eine senkrechte Position gebracht wird. Vor ihrer Brust kann anschließend noch ein kleiner Tisch befestigt werden. Cosma ist fünf Jahre alt und hat ebenfalls einen Hydrocephalus. Sie liebt Spiele jeglicher Art – solange



Lilli und Cosma mit ihren Müttern auf dem Laufsteg.

diese nichts mit Gymnastik zu tun haben. Darüber hinaus hat Cosma inzwischen ziemlich gut sprechen gelernt. Viele verschiedene Worte kommen manchmal in sinnvoller, manchmal in nicht ganz so sinnvoller Reihenfolge, dafür aber immer in einer nicht zu überhörenden Lautstärke, über ihre Lippen. Dabei versteht und spricht sie sowohl Kinyakyusa, die regionale Sprache ihres Heimatdorfes Ikombe, als auch Kiswahili, die Landessprache Tansanias. Seit Anfang dieses Jahres besucht sie außerdem den Kindergarten, wo sie einige Worte Englisch gelernt hat. „Good Morning Teacher“, brüllt sie durch den Raum, gefolgt von ihrem Lieblingssatz des Vormittages „Neema anatembea!“ („Neema läuft!“). Kurz darauf setzt sich eine der Mitarbeiterinnen, die eine sprachtherapeutische Ausbildung hat, zu ihr, und die beiden feilen gemeinsam an Cosmas Aussprache.

11.30 Uhr: Auch die dreijährige Bitness, genannt Biti, hat heute wieder ein volles Programm. Nach Dehn- und Streckübungen am Morgen soll sie nun mit Hilfe eines Holzstuhls ordentlich sitzen lernen. Bitis Gehirn ist durch erheblichen Sauerstoffmangel während der Geburt geschädigt worden, sodass ihre physische und kognitive Entwicklung stark verzögert ist. Während sie sitzt, verdreht sie ihren Kopf stets nach links oben – vorsichtig, aber bestimmt rückt ihre Mama ihn immer wieder in die Mittelstellung zurück, um einer bleibenden Fehlhaltung vorzubeugen.

12 Uhr: Neema und Cosma tauschen die Rollen – Neema wird nun in den stendi geschnallt und Cosma soll laufen üben, wobei sie noch etwas mehr Unterstützung braucht. Ideal dafür ist der kurze von einem Geländer gesäumte Laufsteg vor dem Spiegel, an dem sie sich mit Hilfe ihrer Mama entlanghangeln kann. Lilli tut es der „dada“ (Schwester) gleich, doch nach einigen Bahnen wird für die beiden der Spiegel deutlich interessanter als das Laufen.

Cosma mit ihrer Mutter und der Freiwilligen Fanny bei ihrer Lieblings-mazoezi („Übung“): Ballspielen.

14 Uhr: Nach dem Mittagessen steht für die Mütter „mafundisho“ (Unterricht) auf dem Plan. Gemeinsam mit den Physiotherapeuten beschäftigen wir uns währenddessen mit den Kindern, diesmal draußen vor dem Übungsraum, wo uns die Nachmittagssonne wärmt. Das Programm sieht ähnlich aus wie am Vormittag: Gymnastik, Sitzen, Stehen, Laufen und Spielen. Aber auch ein ausgiebiger Mittagsschlaf nach den Anstrengungen des Morgens ist erlaubt.



15.30 Uhr: Von ihren Kindern freudig begrüßt, stoßen die Mamas zu uns, und für die verbleibende halbe Stunde wer-



Abschlussrunde des Tages.

den verschiedene tansanische Lieder angestimmt, meist begleitet durch Klatschen und Trommeln. Der Abschluss des Tages ist wie ein kleines Ritual: Dreimal klatschen für die Lehrer und Therapeuten, dreimal Finger schnalzen für die Eltern, dreimal stampfen für die Kinder und danach fallen sich alle in die Arme und rufen laut „woow“.

18.30 Uhr: Während die Mütter abends auf den traditionellen Kohlekochern das Essen zubereiten, sitzen wir bei ihnen und unterhalten uns ein wenig. „Nellis Vater hat uns bereits vor ihrem ersten Geburtstag verlassen“, erzählt Nellis Mutter. „Sie war noch nicht mal ein Jahr alt. Er gab mir die Schuld an ihrer Behinderung. Seitdem hat er uns nie besucht oder auch nur irgendeine Unterstützung geschickt.“

Ähnlich ergeht es vermutlich vielen Frauen und Kindern in Tansania. Die Väter von Neema und Cosma stellen eher eine Ausnahme dar: Sie kümmern sich rührend und engagiert um das Wohl ihrer Kinder. Um ein Kind mit Behinderung gut versorgen und adäquat fördern zu können, bedarf es vieler Zeit, Geduld und Liebe, aber auch Geld und professioneller Unterstützung. In einem Land wie Tansania, in dem das durchschnittliche Jahreseinkommen pro Kopf weniger als tausend US-Dollar beträgt, ist es alles andere als selbstverständlich, dass einem Menschen mit Behinderung und seinen Angehörigen solche Unterstützung zuteilwird. Staatliche Förderung steht nur begrenzt bis gar nicht zur Verfügung, sodass die Betroffenen auf die Hilfe ihrer Verwandten und Mitmenschen angewiesen sind, die ihnen jedoch oft verwehrt wird. Umso beeindruckender ist es daher, mit welcher Hingabe und Liebe die Frauen aus Matema ihre Kinder pflegen und fördern. Und umso schöner mitzuerleben, wie diese unter der Fürsorge und den Therapiemöglichkeiten in Inuka gedeihen, Fortschritte machen und dabei eine enorme Energie verspüren. ■



Verena Blum, ausgebildete Krankenschwester, war 2014/15 außerordentliche Freiwillige des Berliner Missionswerkes im Krankenhaus Matema in Tansania.



Ohne Demokratie keine Föderation Äthiopien: Vielvölkerstaat im Ausnahmezustand

Von Reinhard Kees

Alltag in Äthiopien: Straßenkontrollen durch das Militär.

In Äthiopien leben über 100 Millionen Menschen aus 87 verschiedenen Ethnien. Die föderale Verfassung des Vielvölkerstaats garantiert seit 1994 weitgehende Freiheits- und Menschenrechte. Doch zunehmend stehen sie nur noch auf dem Papier. Das Volk der Oromo stellt 40 Prozent der Gesamtbevölkerung, doch die Tigre mit lediglich 6 Prozent Anteil halten alle Schlüsselpositionen in Regierung, Militär und Wirtschaft besetzt.

Dr. Merera Gudina, ein Vertreter der äthiopischen Opposition, berichtete auf einer Tagung des Berliner Missionswerkes im November 2016, dass sich Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel während ihres Äthiopienbesuches im Oktober über eine Stunde Zeit für ein Gespräch mit ihm genommen hat. Als er nun nach seinen Gesprächen im Auswärtigen Amt, im Bundestag und im Europäischen Parlament wieder nach Äthiopien zurückkehrte, wurde er auf dem Flughafen in Addis Abeba verhaftet. Er habe – so die offiziellen Medien – die Gesetze des Ausnahmezustandes missachtet.

Am 8. Oktober 2016 – zwei Tage vor dem Besuch von Bundeskanzlerin Angela Merkel – griff die äthiopische Zentralregierung zum vorerst drastischsten Mittel im Kampf gegen die Freiheitsrechte der Völker Äthiopiens: Der Ausnahmezustand wurde ausgerufen. Was die Regierung in den letzten zwölf Monaten gegen Recht und Gesetz vorangetrieben hatte, macht sie nun

auf der rechtlichen Grundlage des Ausnahmezustandes. Mit Waffengewalt geht sie gegen die eigene Bevölkerung vor, besonders gegen Oromo und Amharen. Menschenrechte sind außer Kraft gesetzt, Menschenansammlungen sind verboten, bei Dunkelheit ist der Aufenthalt auf der Straße untersagt. Der Zugang zum Internet ist landesweit blockiert, die mobile Kommunikation zusammengebrochen. Alle Waffen müssen abgegeben und alle Satellitenschüsseln abgebaut werden. Der Empfang ausländischer Sender ist nicht erlaubt. Militärstreifen brechen auf der Suche nach Oppositionellen oder Waffen in Häuser und Wohnungen ein, verprügeln die Bewohner und verschleppen alle, die sich wehren. Schon ein Gespräch über Politik macht verdächtig. In jedem fünften Haushalt arbeitet ein Spitzel für die Regierung. Das ganze zivile Leben ist erstarbt. Wie lange lässt die Bevölkerung dies mit sich geschehen?

Über 1.500 Menschen, sagt die Opposition, seien in den letzten zwölf Monaten bei zunächst friedlichen Demonstrationen durch Polizei- und Militärgewalt ums Leben gekommen. Tausende sind verwundet, in Haft oder einfach verschwunden. Einen traurigen Rekord stellte am 2. Oktober das traditionelle Erntefest der Oromo in Beshoftu auf. Zwei Millionen Oromo hatten sich friedlich versammelt. Am Rande des Festes gab es einige regierungsfeindliche Rufe. Die Polizei löste daraufhin mit scharfer Munition, Tränengas und mit Hubschraubern im Tiefflug eine Massenpanik aus, bei der über 600 Menschen erschossen oder durch flüchtende Besucher zu Tode getrampelt wurden. Augenzeugen berichteten zudem, Scharfschützen mit Schalldämpfer-Gewehren hätten gezielt einzelne Personen erschossen.

Von da an blieben die Proteste nicht länger friedlich. Die Menschen zerstörten an verschiedenen Stellen im Land Farmen, die die Regierung großzügig an ausländische Investoren gegeben hatte. „Landgrabbing“: Schon vor sechs Jahren hatten Oppositionelle und auch das Berliner Missionswerk darauf aufmerksam gemacht, dass das „Grabschen nach Ackerland“ und die generöse, intransparente Vergabe von Ackerland an Großinvestoren

„Hört auf, Oromo zu töten!“



durch die Zentralregierung zu ersten Verwerfungen in der Gesellschaft führen werde.

Dazu muss man wissen: Es gibt in Äthiopien kein privates Eigentum an Grund und Boden, sondern nur Nutzungsrechte auf Zeit. Die Regierung verwaltet das Land und nutzt dies aus, um missliebige



ge Oppositionelle zu maßregeln oder in die eigene Tasche zu wirtschaften. Um Platz für in- oder ausländische Investoren zu schaffen, werden Bauern zu Tausenden von ihren angestammten Äckern vertrieben. Sie bekommen eine kleine Entschädigung für ihre selbstgebaute Hütte, aber nur sehr selten neues Ackerland.

In und um Addis Abeba wird es besonders eng; die Stadt platzt aus allen Nähten. Im Umkreis der Hauptstadt seien in den letzten zehn Jahren, so die Opposition, 150.000 Familien vertrieben worden; Menschen, deren kleiner Acker oder ihre weniges Vieh den Lebensunterhalt sicherten. In der Nähe finden sie kein einziges Stück Land, das nicht schon genutzt wird. So landen sie in der Stadt; die Männer als Tagelöhner und die Frauen häufig als Prostituierte. 2014 trat die Regierung dann mit einem Plan an die Öffentlichkeit, wonach der Stadtstaat Addis Abeba, der – wie Berlin inmitten Brandenburgs – mitten im Bundesland Oromia liegt, um das Zehnfache erweitert werden sollte. Das hätte eine geografische Teilung Oromias zur Folge. Wie würde die brandenburgische Bevölkerung reagieren, wenn die Bundesregierung beschlösse, einen 40 Kilometer breiten Landstrich von Brandenburg an der Havel im Westen bis Frankfurt/Oder im Osten in Zukunft einem vergrößerten Bundesland Berlin zuzuschlagen?

Das Bundesland Oromia (hellgrün) liegt zwischen dem eher orthodox geprägten Nordwesten, dem eher evangelisch geprägten Südwesten und dem eher muslimisch geprägten Osten Äthiopiens.



Dieser Masterplan trieb, wie zu erwarten, die Bevölkerung Oromias auf die Straße. Resultat eines einzigen Wochenendes in der Stadt Ambo: 74 Tote, dazu Hunderte Verletzte und Inhaftierte. Daraufhin verschwand der Masterplan zunächst wieder aus der Öffentlichkeit. Doch nach den Wahlen 2015 wurde er in unveränderter Form hervorgeholt. Seitdem ist das Land nicht mehr zur Ruhe gekommen: Demonstrationen, Generalstreik, Straßen-



Die Straßen sind wie ausgestorben;
nur die Ziegen freut es.

sperren – aber eben auch militärische Gewalt, Erschießungen, Verhaftungen bis in den hintersten Winkel Oromias. Längst geht es nicht mehr nur um Masterplan und Landgrabbing, sondern um Demokratie, Meinungsfreiheit und Menschenrechte – wie sie in der Verfassung Äthiopiens festgeschrieben sind.

Im Februar 2016 – bis dahin zählte man schon 250 Todesopfer – setzte die Zentralregierung die Landesregierung von Oromia kurzerhand ab, entzog den Regierungsmitgliedern die Pässe und ersetzte die gesamte zivile Verwaltung im Bundesland Oromia auf allen Ebenen durch Militärs – eine willkürliche Maßnahme, die so von der Verfassung Äthiopiens nicht gedeckt wird. Inzwischen gab es auch Demonstrationen und Generalstreiks im Bundesland Amhara. Zwar aus anderen Gründen, aber letztlich mit derselben Stoßrichtung: Die Zentralregierung muss weg! Demokratie und Menschenrechte müssen her!

Ob daraus eine nachhaltige Allianz der einstmals verfeindeten Völker erwächst, bleibt abzuwarten. Sowohl die Oromo als auch die Südvölker fühlen sich seit der amharischen Eroberung am Ende des 19. Jahrhunderts von den semitischen Nordvölkern, den Amharen und Tigre, kolonisiert. Damals hat das abessinische Kaiserreich sein Territorium verdreifacht, und seitdem sind die Oromo von wirklicher politischer Macht ausgeschlossen. Die Selbstverwaltung ist ihnen verwehrt. Dass aber jetzt durch die Politik der Tigrinischen Partei (die lediglich sechs Prozent der Bevölkerung repräsentiert) alle Schlüsselpositionen in Politik, Militär und Wirtschaft mit Tigre besetzt werden, bringt auch die Amharen gegen die Zentralregierung auf. Da nun selbst die – bis dahin dominierenden – Amharen politisch marginalisiert werden und sich deshalb an Protesten beteiligen, könnte sich eine Chance zu einer großen Koalition ergeben: Für Menschenrechte, Demokratie und für die Umsetzung der – auf dem Papier – guten föderalen Verfassung Äthiopiens. ■



Dr. Reinhard Kees ist Afrikareferent
des Berliner Missionswerkes.



Die mission wird sich ändern In eigener Sache

Von Gerd Herzog

Diese Zeitschrift hat treue Leserinnen und Leser. Sie lesen „ihre“ mission schon seit vielen Jahren und sie schätzen Themenauswahl, Inhalte und die Gestaltung. Die mission gefällt Ihnen zu fast zwei Dritteln gut, zu über einem Drittel sogar sehr gut.

Wir haben alle Ihre Antworten auf unsere Leserumfrage in der Ausgabe 2/2016 sorgfältig gelesen. Ihr Lob nehmen wir zum Anlass, die „mission“ noch besser zu machen. Deshalb haben wir uns einen ganzen Tag lang Zeit genommen. Was macht die Zeitschrift aus? Was ist ihre Stärke? Was ist die besondere Botschaft der „mission“?

Barbara Deml, Henrik Weinhold und Gerd Herzog vom Berliner Missionswerk freuen sich mit Leserin Renate Wagemann beim Workshop über erste Ergebnisse.

Dabei haben uns auch Ihre Briefe sehr geholfen. Sie haben angekreuzt, dass Sie mehr über unsere Projekte, mehr über unsere Partnerkirchen und mehr über unsere Freiwilligen in aller Welt lesen wollen. Aber auch aktuelle politische Debatten und

Themen aus der Geschichte der Berliner Mission interessieren Sie. Das sind wichtige Anregungen für uns.

Zurzeit ist das Öffentlichkeitsreferat dabei, unter Einbeziehung von Kolleginnen und Kollegen sowie Leserinnen und Lesern gemeinsam mit einer externen Agentur die Zeitschrift neu zu denken und zu planen. Gestaltung, Format,





Erinnerungen an Talitha Kumi

Die älteste Schülerin erzählt

Von Jens Nieper

Diese Zeit hat Emily Rishmawi nicht miterlebt, aber dieses Gebäude kannte sie noch: Talitha Kumi um 1905.

Emily Rishmawi ist vermutlich die älteste noch lebende Schülerin Talitha Kumis. Sie hat die Schule, damals noch an ihrem alten Standort in Jerusalem, vor dem Zweiten Weltkrieg besucht.

Direktor Roland Herpich mit Emily Rishmawi.



Begegnet bin ich Emily Rishmawi durch Zufall – oder Fügung. Im Frühjahr 2016 besuche ich die Familie Rishmawi. Sie vermietet eine kleine Wohnung an Freiwillige, die vom Berliner Missionswerk an die Evangelisch-Lutherische Schule Beit Sahour entsandt werden. Und als man gemütlich bei Limonade und Kaffee zusammensitzt, erwähnt der Vermieter, dass auch seine Mutter Schülerin von Talitha Kumi gewesen sei. Interessiert frage ich nach. Schnell gesteht der Vermieter ein, gar nicht so viel darüber zu wissen – aber seine Mutter wohne ja im Haus. Und so wird die alte Dame herbeigeholt. Freundlich, aber angesichts des fremden Besuchers etwas zurückhaltend, beteiligt sie sich an der Unterhaltung. Als sie merkt, dass sich jemand für Ihre Kindheit interessiert, steigt spürbar ihre Aufmerksamkeit. Und sie beginnt zu erzählen:

Sie stammt aus der Shahin-Familie, die früher vor allem um den Krippenplatz und die Geburtskirche herum wohnte. Ihre ältere Schwester ging bereits in Talitha Kumi zur Schule. Da die Familie arm war, brachte die Mutter nun auch die erst dreijährige Emily zu den Kaiserswerther Diakonissen. Doch die Schwestern waren ablehnend: „Was sollen wir denn mit ei-

nem Kleinkind?“. Sie könne ihre Tochter nicht großziehen, bat die Mutter, zu arm sei die Familie, zu schlecht die Zustände in Bethlehem. Und so hätten die Diakonissen die kleine Emily doch noch aufgenommen, zu ihrer größeren Schwester mit ins Bett gesteckt und dieser aufgetragen, sich um das Kind zu kümmern. Immer lebendiger wird das Erzählen der alten Dame. Ein wenig Deutsch beherrscht sie immer noch. Und rasch zeigt sich, dass sie von der „alten“ Schule Talitha Kumi in Jerusalem spricht. Über Emily Rishmawis Alter wird höflich geschwiegen. Aber klar ist, dass all dies, wovon sie erzählt, in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts geschehen sein muss: Die deutschen Diakonissen waren nur bis zum Kriegsbeginn 1939 im Land. Die Dame vor mir, die davon berichtet, als sei all dies erst gestern geschehen, ist folglich Mitte 80.

Emily Rishmawi erzählt von den monatlichen Besuchen der Mutter und von der strengen Erziehung durch die Schwestern. Sie erzählt, wie die Schülerinnen sich von der palästinensischen Diakonisse Najla Mussa geliebt und verstanden fühlten, während die ebenfalls palästinensische Schwester Afife gefürchtet war. Sie erzählt von den Gängen zum Gottesdienst in der Erlöserkirche, vom Umgang mit den deutschen Diakonissen und so manche Anekdote aus dem Schul- und Lebensalltag in Talitha Kumi. Das Talitha-„Mädchen“ kommt auch auf ihr weiteres Leben zu sprechen: Ihre Heirat, den Umzug der Familie nach Gaza, den Tod ihres Gatten, ihre spätere Tätigkeit im Beraterstab von Jassir Arafat. Die Stelle hatte sie aufgrund ihrer guten Ausbildung in Talitha Kumi erhalten.

Schließlich stellt sich noch heraus, dass Emily Rishmawi noch nie in der neuen Schule Talitha Kumi gewesen ist. Obwohl mit dem Umzug nach Beit Jala die alte Schule näher an das Zuhause in Beit Sahour herangerückt ist, hat sie ihr Weg nie dorthin geführt. So spreche ich umgehend eine Einladung aus. Der Nachmittag verfliegt; ich verabschiede mich. An der Haustür dankt Herr Rishmawi mir herzlich: Lange habe sich niemand für die Schulzeit seiner Mutter interessiert. Und so habe er an diesem Tag selbst Geschichten von seiner Mutter gehört, die er bis dahin nicht kannte. Er ist sichtlich bewegt.



Pfarrer Jens Nieper ist Nahost-Referent des Berliner Missionswerkes.

Wenige Tage später besucht die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche Berlin–Brandenburg–schlesische Oberlausitz das Heilige Land und richtet einen Empfang aus. Unter den Gästen sind auch ehemalige Schülerinnen, die in den sechziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dort unterrichtet wurden. Mitten unter ihnen sitzt Emily Rishmawi, die älteste Schülerin Talitha Kumis. Sie ist glücklich, wieder in „ihrer“ Schule Talitha Kumi zu sein. ■



Kindern eine Zukunft schenken

Weihnachten in Bethlehem: Mit Bildung Frieden fördern

Talitha Kumi – „Mädchen, steh auf!“ So lautet der Name unseres Schulzentrums in Beit Jala bei Bethlehem. In dieser Region ist Bildungsarbeit Friedensarbeit. Denn in dem konfliktgeladenen Umfeld bietet Talitha Kumi Mädchen und Jungen einen sicheren Ort, an dem sie sich zu selbstbewussten Persönlichkeiten entwickeln können.

Bethlehem. Schon das Wort trägt hinweg. In eine ferne Region, eine ferne Zeit. Und lässt vieles vor dem inneren Auge lebendig werden. Die Hirtenfelder. Ein kleiner Stall, ein einsames Licht darin. Ein junges Paar, das über der Krippe wacht.

■ Neue Patenschaftsbeauftragte



Seit Juli betreut **Monika Babski** im Berliner Missionswerk das Patenschaftsprogramm für die Schulen im Nahen Osten. „Die Begegnung mit Menschen hat mich schon immer begeistert. So ist der Austausch mit den Patinnen und Paten sowie den palästinensischen KollegInnen sehr inspirierend, motivierend und manchmal auch bewegend“, betont die 33-jährige. Monika Babski wurde im polnischen Brodnica/Strasburg geboren und wuchs in Wuppertal auf. Sie studierte zunächst Slawistik und Romanistik; anschließend folgte ein Studium zur Dolmetscherin.

Seit zwei Jahren arbeitet Monika Babski nun im Berliner Missionswerk; zu ihren

Aufgaben gehört auch die Assistenz im Referat für den Kirchlichen Entwicklungsdienst und Kuba. Bei ihrer ersten Reise ins Heilige Land im November fiel der neuen Patenschaftsbeauftragten gleich eine „schwere“ Aufgabe zu: Nicht nur die Briefe von mehreren hundert palästinensischen Kindern an ihre Pat/innen in Deutschland mussten im Koffer transportiert werden, sondern auch die Sterne für den Bonner Weihnachtsmarkt...



Weihnachtsbasteln in Talitha Kumi.

Und heute? Eine gewaltige Mauer durchschneidet das Heilige Land. Sie trennt Familien und lässt Wege zu Sackgassen werden. Sie teilt die Felder und Olivenhaine und macht Brunnen unerreichbar. Ein Drittel der Menschen in Bethlehem hat keine Arbeit, die Lebenshaltungskosten wachsen rasant. Die Menschen fühlen sich hilflos; viele sind verzweifelt.

In dieser Situation, die geprägt ist von großer Hoffnungslosigkeit, leiden vor allem die Kinder. Sie brauchen eine Perspektive. In Talitha Kumi und an den anderen evangelischen Schulen lernen christliche und muslimische Kinder gemeinsam. Sie erfahren, wie wichtig Toleranz und Dialogbereitschaft sind, und sie erkennen, dass Bildung die Tür zu einer besseren Zukunft öffnet.

i Rufen Sie uns an oder mailen Sie uns, wenn Sie **Informationen zu unserem Schulpatenschaftsprogramm** wünschen: **Monika Babski**, Tel.: 030/243 44-192, E-Mail: patenschaft@bmw.ekbo.de; www.berliner-missionswerk.de/spenden-helfen/schul-patenschaften-fuer-palaestina.html

Der Name Talitha Kumi ist bis heute Programm und Auftrag für die älteste evangelische Schule in Palästina. 1851 von Kaiserswerther Diakonissen gegründet und heute in Trägerschaft des Berliner Missionswerkes, gibt die Schule die Botschaft der Versöhnung und des Friedens im Geiste des Evangeliums weiter. Zurzeit besuchen in Talitha Kumi etwa 130 Kinder den Kindergarten, 760 Schüler/innen die Grund- und Oberschule und rund 90 Auszubildende die Hotelfachschule. All das ist nur mit Ihrer Hilfe möglich.

Eine Schulpatenschaft leistet einen wichtigen regelmäßigen Beitrag zur Unterstützung der Schule Talitha Kumi. Oft kommen die Schülerinnen und Schüler aus bedürftigen Familien, die den Schulplatz selbst finanzieren könnten. Ein Patenschaftsbeitrag von 360 Euro einem Kind in Talitha Kumi Hoffnung und eine Perspektive für die Zukunft schenkt.

Machen Sie mit und werden Sie Teil unserer Patenfamilie, denn Kinder brauchen Freunde!

Rufen Sie uns an oder mailen Sie uns, wenn Sie Informationen zu unserem Schulpatenschaftsprogramm wünschen. ■



■ China

Ins Gespräch kommen

Auf Einladung des Christenrates der Stadt Guangzhou (Kanton) reisten Direktor **Roland Herpich** und der Ostasienreferent des Berliner Missionswerkes, **Dr. Christof Theilemann**, nach China. Hintergrund des Besuchs ist zum einen, dass die Berliner Mission sich in der Vergangenheit in China,

vor allem in Guangzhou und Umgebung, stark engagiert hatte. Ziel des Besuches war aber vor allem, wieder ins Gespräch zu kommen. „Die chinesische Gesellschaft ist außerordentlich dynamisch, alles ist im Fluss“, sagte Herpich nach seiner Rückkehr. „Die Menschen, zumal die christlichen Geschwister, beobachten sehr aufmerksam die neuen Möglichkeiten“, so Herpich weiter: „Es ist gut, sie dabei zu begleiten“. Unter anderem besuchte die Delegation die ehemalige Missionsstation Lohan. Die Glocke der Kirche gibt es noch – und wird sonntags mit einem Hammer geschlagen und klingt dann noch „ganz wunderbar“.

■ Nahost

Besuch im Heiligen Land



Ende Oktober haben **Dr. Markus Dröge**, Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und zugleich Vorsitzender des Missionsrats des Berliner Missionswerkes, Direktor **Roland Herpich** sowie Nahost-Referent **Jens Nieper** das Heilige Land besucht. In den Gesprächen – unter anderem in Jordanien mit dem Middle East Council of Churches – wurde deutlich, wie sehr die Flüchtlingssituation Thema der Kirchen ist. In Beit Jala feierte die Delegation mit der dortigen Gemeinde unserer Partnerkirche eine Konfirmation.

■ Interreligiöser Dialog

Unentschieden



Pfarrer und Imame trennten sich beim diesjährigen interreligiösen Match, das zum elften Mal stattfand, mit 1:1 Toren. Bei Herbstwetter kamen die Imame zunächst deutlich besser ins Spiel. Nachdem es zur Pause 0:1 stand, kamen die Pfarrer in der zweiten Halbzeit durch ein Eigentor der Imame zum leistungsgerechten 1:1. Den symbolischen Anstoß hatten Bischof **Dr. Markus Dröge**, **Petra Pau**, Vizepräsidentin des Bundestages, **Bernd Schultz**, Präsident des Berliner Fußball-Verbandes, sowie **Harald Bösch-Soleil**, Senatsverwaltung Inneres und Sport, ausgeführt.

📍 www.berliner-missionswerk.de/inter-religioeser-dialog.html



■ Talitha Kumi

Olivenöl vom Ölberg

Wie in jedem Jahr pflückten auch in diesem Herbst wieder **Ökumenische Freiwillige des Berliner Missionswerkes** und viele Helfer von Hand auf dem Ölberg Oliven. Seit alters her hat die Schule ein verbrieftes Recht auf diese besondere Ernte. In diesem Jahr ist der Ertrag etwas geringer ausgefallen, dafür

hat das Öl eine besonders gute Qualität: „Wir haben 1030 Kilogramm Oliven gepflückt, daraus wurden etwa 260 Liter Öl gepresst“ schreiben uns die Freiwilligen. Es wird in ¼-Liter- und ¾-Liter-Flaschen zu 9 bzw. 19 Euro verkauft. Der Erlös kommt zu 100 Prozent unserer Schule Talitha Kumi zugute!

i In Deutschland können Sie das Talitha Kumi Olivenöl über den Online-Shop von PalOlive bestellen: Entweder unter www.PalOlive.de oder per Email an bestellung@palolive.de.



■ Wolga

Kirchengemeinden suchen Partner



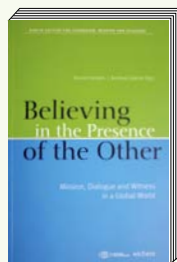
Voller Freude nahm **Lubov Schmidt** unsere neu erschienene Broschüre zur Wolga entgegen – ist sie doch groß auf dem Titelbild abgebildet. Lubov Schmidt stammt aus Kamyschin, einer Gemeinde an der Wolga, in der seit einigen Jahren wieder evangelisches Gemeindeleben erblüht. Früher waren es

Wolgadeutsche, die hier seit dem 18. Jahrhundert eine neue Heimat gefunden hatten, heute werden die Gemeinden immer stärker von Menschen getragen, die bisher keine Verbindung nach Deutschland hatten. All diese Kirchengemeinden suchen Partner in Deutschland. **Unsere neue Broschüre** will dabei behilflich sein: mit 28 Seiten voller Informationen, Kontaktdaten – und vor allem großformatiger lebendiger Fotos. Titel: „Möge die Straße uns zusammenführen“. Do svidaniya na Volge – Auf Wiedersehen an der Wolga.

i Zu bestellen bei im Berliner Missionswerk bei Regina Reifergerste, r.reifergerste@bmw.ekbo.de

■ Neuerscheinung

Auf Englisch



Die neue Band der „**Berliner Reihe für Ökumene, Mission und Dialog**“ bietet erstmals auf Englisch eine Auswahl von Texten zur Debatte um die

Herausforderungen des interreligiösen Dialogs. Im 21. Jahrhundert sehen wir, wie mit wieviel Gewalt Menschen bisweilen auf Krisen religiöser oder kultureller Identität reagieren. Wie kann friedliche Koexistenz gesichert werden? Wie können wir die Schöpfung für kommende Generationen bewahren?

i Roland Herpich/Andreas Goetze (Hg.), *Believing in the Presence of the Other. Mission, Dialogue and Witness in a Global World*. Berlin Edition for Ecumenism, Mission and Dialogue, Vol. 3, Wichern Verlag 2016, 224 Seiten, 14,95 Euro.

Herzlichen Dank

allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern unserer Umfrage!
Wie versprochen, haben wir aus der Fülle der Zusendungen fünf Gewinner gezogen. Sie erhalten **je zwei handgetöpferte Müslischalen**. Frisch aus iThemba Labantu – pünktlich zur Adventszeit ist das große Paket mit Keramik aus Südafrika bei uns im Missionswerk angekommen. Allen Teilnehmern danken wir herzlich für ihre Antworten und den Gewinnern wünschen wir **viel Spaß mit den Schalen!**



Spendenkonto des Berliner Missionswerkes

Evangelische Bank
BIC GENODEF1EK1
IBAN DE86 5206 0410 0003 9000 88

Online-Spenden unter
www.berliner-missionswerk.de

Haben Sie Fragen?
Rufen Sie uns einfach an:
(030) 243 44 - 187